

Die Fremde Welt

Nr. 33

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Der Schatten.

Erzählung von Ernst Zahn.

18. Jahrgang

„Sie in der Juchibihütte gewohnt haben.“
sagt Violanta. „Sind immer verrennen
gewesen. Wenn es Euch ein mal reuen würde,
dass Ihr eine genommen habt, von der die Leute
spöttisch hinreden: Wah, nur so eine ist sie!“
„Von Dir tun sie das nicht,“ sagte er ernst-

haft. Das Zeugnis tut ihr so wohl, daß ein
Sturm von Freude in ihre aufspringt. „Nur es
Euch ernst?“ fragt sie noch einmal.

„Der Gott ist es mir ernst, Mädchen,“ gibt
der Adelrich zurück, dabei hebt er zaghaft und
linkisch die Hand und sucht nach der ihren.

Violanta aber kommt ihm mit der Rechten ent-
gegen; sie legt sie fest in die seine. „Nur er
ihren Druck fühlt, wannen sich seine Ähren
eine andere als die harte Violanta lenkte es
schmerzen, wie er sie zudrückt; was sie nachher
nie aussprechen, was sie vielleicht selber nicht



Eisbären.

Klar fühlen, das ahnt doch jedes, daß sie sonderbar für einander geschaffen sind. Sie lösen ihre Hände bald wieder. Es ist nicht der Platz, und sie sind nicht die Leute, verliebt zu tun. „Komm heute abend zu uns herüber,“ sagt Adelrich, „da können wir alles besprechen.“ Damit machen sie sich auf den Heimweg. Und wie am Tag ihres ersten Zusammentreffens gehen sie langsam dahin, eines diesseits, eines jenseits der Straße.

„Lang warten möchte ich schon nicht mit der Hochzeit,“ spricht der Adelrich einmal herüber.

„Mir ist es recht,“ gibt Violanta lächelnd zurück; „nur eine Magd muß meine Frau zuerst haben.“

Dann fällt wieder Schweigen zwischen sie. Durch den grauen Himmel bricht ein leiser Glanz; tief hinten muß irgendwo die Sonne stehen. Es liegt ein heimliches Licht, von dem man nicht weiß, woher es kommt, über ihrer feuchten Straße. Langsam schreiten die zwei großen Menschen und mit vornübergebeugten Köpfen dahin. Sturz vor dem Dorfe blickt Violanta noch einmal auf. Unwillkürlich verhält sie den Schritt bei dem, was sie sagt. „Euer Bruder, der Mariannus, was wird der dazu sagen? Er ist einer, der ein Offizier — eine reichere Schwägerin würde ihm vielleicht besser gefallen.“

Adelrich kommt über die Breite der Straße zu ihr herüber geschritten und tritt vor sie hin, so daß sie beide stillstehen müssen.

„Das muß ich Dir noch sagen,“ hebt er mit gedämpfter Stimme an, „von dem Mariannus wird daheim und vor der Mutter nicht viel gesprochen. Einmal, wenn wir verheiratet sind, sage ich Dir alles! Jetzt ich rede nicht gern über andere, am allerwenigsten über den Bruder — er hat viel auf dem Gewissen. Er kommt wohl nicht mehr ins Land, er wird sich schon hüten. Aber — einmal, wenn wir allein sind — erzähle ich Dir schon alles.“

Sein Gesicht trägt einen versteckten Ausdruck von Stummer; er nickt mit dem Kopfe, während er spricht, so daß jedes Wort mit schmerzlichem Nachdruck hervorgestoßen scheint. Dabei kann Violanta fühlen, wie er ihr schon Vertrauen schenkt, als hätte er sie in langen Jahren erprobt. Ihr Herz fängt zu klopfen an, einen Augenblick lang ist ihr, als sollte sie die Hand auf die seine legen und sagen: „Ich habe Dir auch noch etwas zu beichten, Du.“ Dann aber blüht die Furcht in ihr auf: Und wenn er Dich dann nicht mehr haben wollte! So begräbt sie in derselben Stunde wieder, was längst begrabener gewesen und was — so will sie es — nicht mehr wach zu werden braucht.

Der Adelrich hat sich umgewendet; sie heben beide an weiterzugehen, er schreitet jetzt dicht an ihrer Seite. So gelangen sie ins Dorf und zu den zwei Häusern, wo sie wohnen. Durch Spieghelneugieriger Blicke sind sie gegangen — jetzt, da sie am Kennerhaus stehen, um sich Ade zu sagen, drehen sich alle Vorübergehenden nach ihnen um, und aus den Fenstern der Nachbarhäuser sehen die Köpfe der Gaffer.

„Weißt was,“ sagt Adelrich, „könntest wohl noch schnell mit zur Mutter heraufkommen.“

Violanta nickt nur. Da nimmt er vor den Augen derer, die zusehen, ihre Hand und führt sie ins Haus, und führt sie so durch den schönen gemöblten Flur, über die Treppe hinauf nach der Stube, wo die Kennerin lesend über einen Kalender sitzt. Die große Stube ist leer; das Dienstoff streicht an Sonntagen auswärts herum. Die Kennerin hat eine Brille auf und hält den Kopf tief auf das Buch gesenkt, die weiße Kopfhaut schimmert durch das dünne schlichte Haar, die eine rauhe Strähne über der Stirn hängt ihr ins Gesicht herab. Sie scheint nicht daran zu denken, wer eintreten möchte. Erst als sie das Doppelschreiten fester Füße von der Schwelle her hört und im selben Augenblick

der Adelrich sein lautes „Mutter“ sagt, blickt sie auf und steht rasch auf. Etwas wie Staunen malt sich in ihren Zügen, aber dann fliegt ein breites Lachen flüchtig darüber, sie nimmt die Brille ab, ihre trübigen Augen blicken die Violanta herzlich an. „So schnell habe ich nicht gemeint, daß es ginge,“ sagt sie. Dann tritt sie hinter dem Tisch hervor und streckt dem Mädchen die Hand hin. Sie machen nicht viel Worte. „Sie hat „ja“ gesagt, Mutter,“ sagt Adelrich einfach.

„Sei auch willkommen,“ sagt die Kennerin zur Violanta, dann heißt sie sie sich setzen, und die anderen lassen sich nieder bei ihr. Ernstbaste Dinge beginnen sie zu besprechen, wie der Haushalt ist und was das Geschäftswesen erfordert.

Als Violanta geraume Zeit später das Haus verläßt, ist ihr Schritt leicht; ihrer Lebtage ist sie noch nie so frei ausgeschritten. Das Herz schlägt ihr, wenn sie an das Haus denkt, in das sie kommen soll, an die Kennerin, die gerade, angesehene, an den Vanern, der ihr Mann werden wird! Sie trägt die Brust voll hoher und froher Vorsätze mit fort und fühlt sich stark und jung.

Froh und stark und jung fühlt die Violanta sich ihre ganze Brauttschaft hindurch. Im Dorf hebt ein Sturm von Stauern und Wandern und Reiden an. Haben schon vorher viele die Augen allweil an der Violanta hängen gehabt, so kann sie jetzt erst recht die Blicke aller fühlen, sobald sie sich im Freien zeigt. Aber das Tuscheln ist ihr fast so behaglich wie ein trauliches Windraunen.

Als sie am Sonntag nach dem Verspruch zur Kirche geht, trägt sie einen Goldreif am Finger. An den Schwestern hat sie früher solchen Ringenschmuck gesehen; sie selber hat nie derartiges getragen; seit ihr Adelrich den ganz schweren, glatten Ring an den Finger gesteckt hat, glaubt sie ihn immer ansehen zu müssen. Die innerliche Freude drängt sie auch auf dem Kirchenweg mächtig vorwärts, so daß die Magerin, die sie führt, einmal ganz unwirsch an ihr hinaussieht und meint: „Du hast es aber einmal eilig heute!“

Kurz vor der Kirchentür holt der Adelrich die zwei Frauen ein; nun kann Violanta unter dem Staunen der Dörfler die letzten Schritte zwischen den zwei wackeren Menschen, der Magerin und dem Adelrich, tun! Ihr ist wohl und sicher zu Mut. Ihre Augen leuchten; dabei sind sie, was der Violanta sonst nie geschieht, naß; das Glück macht sie weich.

Ihr Verhältnis zum Adelrich ist im Grunde ein seltsames. Sie sind nicht wie Liebesleute; Violanta hat keinen Gedanken daran, daß sie das sind. Sagte ihr einer, sie müßte den Adelrich lieb haben, so zum Fressen, wie das Jungvolk in dem Stand sonst liebt, sie würde ihm ins Gesicht lachen. Der Adelrich ist steif und unbeholfen und häßlich; es fällt ihr nicht ein, ihm auch nur die Arme um den Hals zu legen. Ihn umgekehrt scheint Schen zu fassen, wenn er zärtlich werden möchte. Manchmal, wenn sie noch beisammensitzen und ernste Reden führen von dem, was die Zukunft bringen soll, streicht er ihr mit einer zitterigen Handbewegung schmeichelnd über den Arm oder die Hand, aber es ist ein Anfassen, wie man ein zerbrechliches Gefäß betastet, und er wird feuerrot dabei und sucht seine Verlegenheit hinter eisrigem Sprechen zu verbergen. Gut ist er wie selten einer, und seine Mutter hilft ihm in seinem Gutsein der Violanta gegenüber. Diese schmächt eines Tages mit einem herben Wort sich selbst und klagt, daß sie nichts in die Ehe mitzubringen hat. Da erklärt ihr Adelrich, wie wenig zum neuen Hausstand anzuschaffen sei, und die Kennerin tritt hinzu und framt aus allerlei Kästen und Truhen eine Menge Dinge hervor: „Das brauche ich nicht mehr! Und das kannst haben!“ Und nachher sitzen sie bei-

sammen und haben eine kurze fröhliche Stunde, während sie die Dinge durchberaten, die sie am nächsten Markttag noch ins Haus kaufen wollen. Als sie mit der Beratung zu Ende sind, meint der Adelrich: „Einmal sehen mußt Du doch, wie wir wohnen werden,“ und heißt die Violanta mit ihm nach den Schlafkammern steigen. Ueber eine weißesandete Treppe steigen sie in das obere Stockwerk des Hauses, vor dessen Größe dem Mädchen etwas wie Ehrfurcht ins Herz fährt. Die Türen, die hier auf den hölzernen Flur gehen, sind alle unbemalt, und alle sauber, wie alles im Kennerhaus. Adelrich öffnet eine von ihnen. Dahinter liegt eine kleinere mächtige Stube. Zwei steife alte Vertikale stehen darin, mit buntblumigen Bezügen. Buntblumig sind die kurzen Vorhänge an den Fenstern, und eine Bierborte von gleichem Stoff zieht sich um den Sockel eines grünen Stuhls, der an der einen Wand steht. „... schlafen wir,“ sagt Adelrich.

Sie stehen auf der Schwelle, keines tritt herein, als hielte Schen sie beide zurück. Mit vorgebeugten Leibern wägen sie hinein.

„Das ist aber schön,“ sagt Violanta in engem Mien. Sie stehen ganz nahe beieinander, und da faßt es den Adelrich zum erstenmal, daß er den Arm eng um das Mädchen legt. „Gefällt es Dir?“ sagt er. Dann küßt er sie auf die Stirn; beide werden blutrot dabei, aber die Violanta lehnt sich an ihn und erträgt es, daß er den Arm nicht löst, während sie von der Stubenschwelle weg und einer anderen Tür zugeht. Auch diese öffnet Adelrich, langsamer, wie mit einer heimlichen Andacht. „Da wohnt die Mutter,“ erklärt er. Violanta sieht in eine Stube, die nur um wenig kleiner ist als die von vorher. Auch sie enthält zwei Betten, aber über dem einen hängt ein hinter Glas gesteckter Grabkranz; in dem Bett hat der Matschen Kenner gelegen. An den Fenstern, mit Ausnahme eines einzigen, sind die Läden geschlossen, so herrscht ein dämmeriges Licht in der Stube; das eine jedoch wirft seine Gelle breit an eine Wand, an der ein Bild hängt, eine Photographie in schmucken Rahmen gefaßt: der Mariannus Kenner als Offizier! Die Violanta hat sich langsam in der Stube umgesehen; als ihre Augen über das Bild gleiten, kann sie es nicht hindern, daß sie zusammenzuckt. Der Adelrich, der den Arm noch immer um sie gelegt hält, muß es merken, wie es ihr einen Kuck gibt. Aber er wähnt, daß sie sich von dem Bild abwende, um ihn nicht wissen zu lassen, was sie gesehen. „Da hängt er — ja — ja — da,“ sagt er still, „die Mutter will ihn nicht wegtun, er ist ihr halt immer noch der Liebste.“

Violanta ist wieder ganz ruhig, sie steht geradeauf. „Wenn das Bild anzusehen ihr nicht tut,“ sagt sie mit fast harter Stimme, „so nimm Du es weg; es ist manchmal gut, wenn man nachhifft, wo eines nicht selber herzhast zugreifen darf.“

Der Adelrich weiß nicht recht, was er darauf antworten soll. „Ja, ja,“ murmelt er, „das könnte ich ja — so — könnte ich.“ Damit wenden sie sich auch schon aus der Stube und anderen Kammern zu. Als Violanta eine Viertelstunde später, von Adelrich geleitet, mit ihm aus der Wohnstube tritt, um heimzugehen, ist ihr zum erstenmal, als siele in das wölbige Stiegenhaus, über das sie immer so froh und mit heimlichem Stolge steigt, ein Schatten.

7.

Nun ist es geschehen. Die Magerin hat eine andere Magd, eine rechte, die die Violanta selber noch in ihre Pflichten eingeführt hat, wie es die Magerin gern haben will. Die Violanta ist die Frau des Kenner-Adelrich. Die von Oberalpen sind schon gewohnt daran; denn nun ist die Hochzeit schon ein paar gute Wochen vorbei. Eine einfache Hochzeit ist es gewesen. Früh

morgens zur Kirche, ein einfaches Mahl daheim in der großen Stube, mit wenigen Gästen und vielem Gesindevolk, und nachher eine Reise ins Lalland, eine ganze drei Tage dauernde Reise bis zu einem Geschäftsfreund des Adels, der in Zürich wohnt. Seitdem ist die Violanta heimlich geworden. Die ersten zwei Tage war sie still, sah da zu und dort zu, ließ die Memerin erwählen und horchte, was diese ihr zu sagen hatte, dann war es, wie wenn plötzlich zwei schwebende Hände sich um den Wirbel eines Dreirades legen. Die Memerin und der Adelsrich sehen einander jetzt nach Wochen drei, viermal des Tages mit stammendem Lächeln an: wie die junge Frau eingreift! Die Memerin aufsteht, in schlechtem Gewand, wie sie es immer getragen hat, geht die Violanta im Saal herum. In der Küche ist sie, im Keller, in den Stuben. Wenn es zu tun gibt, steigt sie dem Adelsrich nach in die Kabinen; auf dem Land geht sie den Knechten mit Gabel und Zehorant; wenn es nollt, nimmt sie die Kreuze auf den Rücken und holt selber die Milch aus den Ställen, die kein anderer Lust zu holen Zeit hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwarzen auf Jamaika.

Von Hans Bloch.

(Zweiter Teil.)

Wo die Mischlinge sozialischädliche Eigenschaften entwickeln, da wird vielfach die Feindseligkeit der herrschenden weißen Klasse daran schuld sein, die sie hindert, in eine höhere soziale Stellung aufzusteigen und sie gewaltsam auf der Stufe ihrer farbigen Ahnen festhält, wo sie sich nicht mehr wohlfühlen können. Olivier macht auf den bemerkenswerten Umstand aufmerksam, der auf die Psychologie des Massenurteils ein bezeichnendes Licht wirft, daß dieses Vorurteil bei den Weißen stärker gegen die Mischlinge als gegen die Schwarzen selbst ist. Er erklärt das ganz richtig damit, daß die Weißen ihre wirtschaftliche und soziale Überlegenheit, ihre Stellung als die Aristokratie solcher Gemeinwesen mehr durch die Mischlinge als durch die Schwarzen selbst bedroht sehen. Olivier hält das Bestehen einer Klasse von Mischlingen in den Kolonien für sehr wertvoll. Ein Gemeinwesen, dessen Bevölkerung aus Negern, Mischlingen und Weißen besteht, sei weit besser in sich gefestigt, als eine Kolonie, die nur Schwarze und Weiße aufweist. Die Mischlinge bilden nach Olivier eine Brücke zwischen den Massen, die das gegenseitige Verständnis und einen befriedigenden Ausgleich zwischen ihnen erleichtert.

Von den mannigfachen, grell ausgemalten Gefahren, die der nordamerikanische Südstaat über den Staat und die Gesellschaft hereinbrechen sieht, wenn die Neger als gleichberechtigte Menschen behandelt werden, merkt man auf Jamaika nichts. Die Negereffere, die im Süden der Union das Wort führen, haben für ihre Zwecke einen Massencharakter des Negers konstruiert, der eine wohlgeübte Kollektion abstoßender Eigenschaften ist. Dieser Massencharakter, so behaupten sie, soll unveränderlich, für das einzelne Individuum unüberwindlich sein. Olivier bestreitet nicht, daß manche der Laster und unangenehmen Eigenschaften, die dem Neger von seinen Feinden zugeschrieben werden, ihm in der Tat anhaften. So stimmen selbst Kritiker, die den Schwarzen wohlgesinnt sind, darin überein, daß sie meist faul, unreinlich, diebstahlig sind und zu groben erneuten Ausschreitungen neigen. Aber das Maß und die Häufigkeit dieser besonderen Laster des Negers werden von den Negereffern ebenso übertrieben dargestellt, wie seine Kriminalität. Vor allem aber ist es durchaus

unbegründet, zu behaupten, daß die Schwarzen diese Eigenschaften nicht ablegen können. Der unveränderliche Massencharakter des Negers, mit dem die Befürworter der Negereffere operieren, existiert nicht. Die Erfahrungen in Westindien beweisen das auf das Schlagendste.

Als eine der bösen Folgen, die der Behandlung des Schwarzen als eines gleichberechtigten Menschen entzogenen sollen, befürchten die Amerikaner eine „freie Haltung“ des Negers gegen den Weißen. Sie verstehen darunter, sagt Olivier, daß der Neger nicht jeden Weißen als ein über ihm stehendes Wesen ansieht. Die Herren der Südstaaten, die sich sonderbarer Weise Demokraten nennen, halten es für ausgemacht, daß der Neger in jedem Falle weniger als ein Weißer ist und daß er sich dessen beständig bewußt bleiben muß, daß er vor jedem Amerikaner weißer Hautfarbe den nötigen Respekt zu bezeigen hat. Diese Unterwürfigkeit müßte allerdings verloren gehen, sobald der Neger sich als gleichberechtigter Mensch fühlen darf. Aber unverkennbar ist das Streben des Negers gegen den Weißen ist deshalb durchaus nicht zu befürchten. Allerdings ist der Schwarze, so gibt Olivier zu, mit der Fähigkeit zur Unverschämtheit in hohem Maße begabt. Durch bestimmte soziale Verhältnisse mag diese Fähigkeit besonders entwickelt werden. Auf Jamaika aber ist von ihr so gut wie nichts zu spüren. Die weiße Bevölkerung der Insel hat absolut keinen Grund, sich über mancherlei Benehmen der Schwarzen oder Mischlinge zu beklagen, es sei denn, daß sie selbst durch ungehöriges Verhalten und ungerichtet fertigte Annahmen entsprechende Entgegnung provoziert. Nach Olivier sind die Schwarzen Jamaikas in natürlichen guten Umgangsformen und höflicher Gesinnung den Angehörigen gleicher Klassen in England, Amerika oder Norddeutschland weit überlegen. Jeder, ob Mann oder Frau, der einen eingeborenen Jamaikaner höflich anredet, wird in neun von zehn Fällen überrascht sein durch die natürliche und freundliche Höflichkeit der Erwiderung. Indes hat der Jamaikaner genügend Selbstbewußtsein, um eine unhöfliche oder anmaßende Rede abzulehnen und er rächt sich dann in der Art unerschrockener und roher Menschen durch Unverschämtheit und Frechheit. Darin wird ihn dann wegen seiner Erregbarkeit und seines beweglichen Wits so leicht seiner überreifen. Sonst aber sind die Umgangsformen höflicher und angenehmer als jene, die man in den meisten europäischen Orten antrifft.

Scharf und bitter wird Oliviers Kritik, wo er auf die schändlichste Mißhandlung der Negereffere in den Südstaaten der Union, auf das Lynch und Foltern angeblich schwarzer Verbrecher zu sprechen kommt. Er verzichtet darauf, sich über das Unmenschliche des Verfahrens im besonderen zu entrüsten und beschränkt seine Untersuchung auf die Frage, was es mit der Versicherung der weißen Südstaatler auf sich habe, daß die Lynchjustiz als Abschreckungsmittel wegen der besonderen verbrecherischen Veranlagung der Neger nötig sei. „Wir müssen unsere Weiber schützen“, pflegt man im Süden der Union zur Rechtfertigung der Lynchgruel als durchschlagenden Grund anzuführen. Die Statistik der Lynchmorde zeigt indes, daß der größte Teil der getöteten Neger des Mordes oder der Mitschuld an einem Mord beschuldigt wurden; nur in etwa 20 Proz. der Fälle handelte es sich um vollendete oder verübte Mordverbrechen an weißen Frauen. Die Gefahr, die den weißen Frauen von den Negern droht, wird also einmal stark übertrieben, und zweitens ist es nicht vornehmlich die Sorge für die Sicherheit der weiblichen Ehre, die die Gruel der Lynchjustiz gebiert. Sicher aber ist, daß in Gemeinwesen, wo der Neger als Gleichberechtigter behandelt wird,

von einer besonderen Neigung der Schwarzen, weiße Frauen anzugreifen, nichts bekannt ist. Olivier sagt darüber:

„Es ist Tatsache, daß in Westindien Anfälle von Schwarzen oder Farbigen auf weiße Frauen oder Kinder fast unbekannt sind. Meinerlei Zucht vor dergleichen bemerkt dort die Öffentlichkeit. Ich sage das als Verwaltungsbauer, der mit den Gerichtshof vertraut ist als Bewohner Jamaikas, der alle Teile der Insel und alle Klassen der Bevölkerung kennt, als der Vorsitzende einer Familie mit Armen und Minderen, die die Vorrechte von Jamaika (der Hauptstadt Jamaika) bezeugen haben und Wochen und Monate lang in entlegenen ländlichen Distrikten gelebt haben, ohne daß ich oder irgend ein anderer Weißer in der Nähe war. Jeder Bewohner Jamaikas wird diese Erfahrungen bestätigen müssen. Eine junge weiße Frau kann ohne Bedenken in den Straßen oder in Minaton zu jeder Tageszeit durch Quartiere und Anwesenheiten gehen, die ausschließlich von Schwarzen oder Mischlingen bewohnt sind, ohne anderen als ordentlichen Gesetzen der Männer und Frauen zu begegnen. Einzelne Damen können im Mietwagen die Insel nach allen Richtungen durchqueren, ohne die geringste Belästigung zu erfahren. Vergehen gegen Frauen und Kinder beschuldigen bisweilen die Gerichte, aber sie richten sich nicht gegen weiße Frauen und Kinder. Was immer der Grund sein mag, es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß auf Jamaika aber auch vor einer anderen westindischen Insel weiße Frauen so sicher vor Anfallen auf ihre Ehre sind, wenn nicht sicherer als in irgend einem europäischen Lande, das mir bekannt ist. Und doch sind hier niemals gegen die farbigen aromatische Strafen, noch Terrorismus, noch Annehmlichkeiten, noch ungesetzliche Annehmlichkeiten im Schwere gewesen. Wenn also ein besonderer Anlaß ist, dergleichen Verbrechen der Schwarzen gegen Weiße in Amerika zu fürchten, so kann offenbar die Schuld daran nicht irgend einer besonderen natürlichen Veranlagung der schwarzen Rasse beigegeben werden.“

Wit vollen Recht hat Olivier auch hier den Grund für die größere Strafmoralität des nordamerikanischen Negers auf diesem Gebiet in der geschäftigen Ausnahmehandlung, der er untersteht. Der daß, den diese Behandlung in ihm wider die Weißen zündet, der erbitternde Umstand, daß der weiße Herr das Recht auf den weiblichen Schwarzen als selbstverständlich in Anspruch nimmt, während er jedes Gefährte des Negers nach weißen Frauen als ledigwürdige Verbrecher behandelt, wird in einem besonders leidenschaftlichen Naturen gerade das Verlangen wecken, sich die Gleichberechtigung, die ihnen verweigert wird, durch Auflehnung gegen das Gleich zu nehmen und zugleich den verhassten Unterordnen an einer seiner empfindlichsten Stellen zu verwunden.

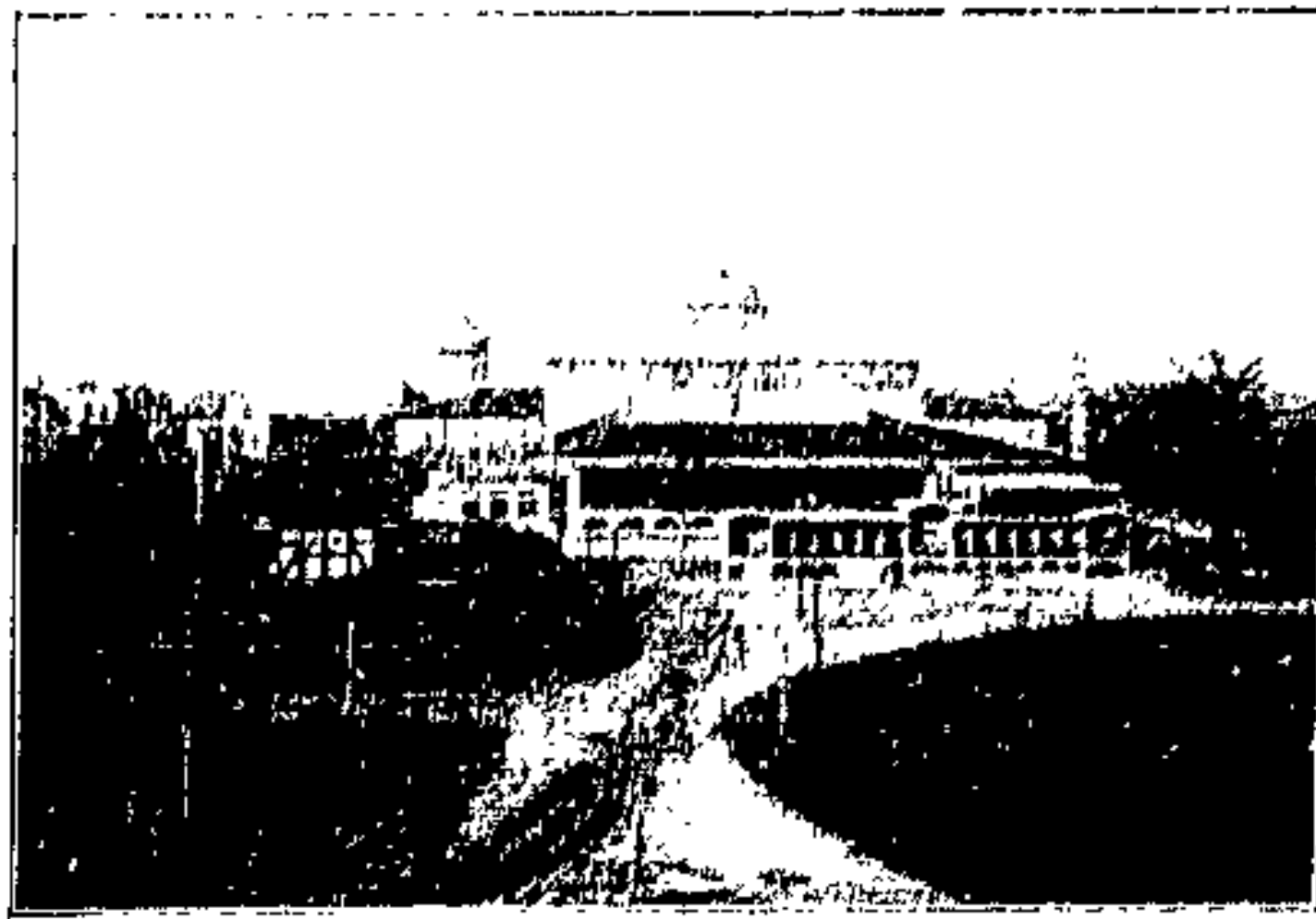
Wiel wird von den weißen Plantagen über die Trägheit und Unzuverlässigkeit des Negers in der Arbeit geklagt. Und nicht ohne Grund. Der Neger ist im allgemeinen, auch auf Jamaika nicht aus, was man einen ausdauernden, zuverlässigen Arbeiter nennt, er liebt es, nach einigen Tagen Arbeit plötzlich einige Tage Ruhe zu machen und die Tatsache, daß dringliche Arbeit vorliegt, macht dann keinen Eindruck auf ihn. Dieses Aussetzen der Arbeit geschieht nicht etwa, um bessere Bedingungen zu erzielen, es hat mit einem Streik nicht die geringste Verwandtschaft. Natürlich handelt es sich hier ebensowenig um einen unüberwindlichen Massenfehler, als bei anderen Eigenschaften. Die Bedürfnisse des Negers sind noch gering; in seiner Urheimat erforderte die Beschaffung des Lebensunterhalts wenig Arbeit dank der Fruchtbarkeit der Natur und in der Schule der Sklaverei konnten die Eigenschaften

des freien Arbeiters nicht entwickelt werden. Der Zwang zu ständiger Arbeit muß dem Freigelassenen noch auf lange als das Merkmal der Sklaverei erscheinen und wo ihn nicht die ökonomische Notwendigkeit zwingt, ihn auf sich zu nehmen, was bei seinen geringen Bedürfnissen dann und wann nicht der Fall ist, wird er sich und anderen durch Entziehung von solchem Zwang zu beweisen suchen, daß er ein freier Mann ist. Je mehr die kulturelle Hebung, die Steigerung der Bedürfnisse des Schwarzen fortschreitet, um so eher wird der Kapitalist die Arde heben, ihn sich zum Musterarbeiter gleich dem europäischen Lohnsklaven entwickeln zu lassen.

Eins der Motive, das den Neger zur Arbeit antreibt, ist sein Wunsch, sich am Sonntag im besondern Staat zeigen zu können. Eine Besucherin Jamaikas, Mrs. Pullen Barry, sagt darüber: „Die Neger können von Protivertzen (Pams) leben, die in ihren Gärten wachsen und deren Kultur keinerlei Arbeit erfordert, aber sie müssen arbeiten, um Kleidung kaufen zu können, die auf genug ist, am Sonntag getragen zu werden. Wochentags gehen sie barfuß. Am Sonntag zwingen sie sich in eine anliegende Kleidung und in neue, knarrende Schuhe, die sie, wenn der Weg lang ist, anziehen und erst wieder anlegen, wenn sie die Kirche oder Kapelle betreten. Kein Gekleidet zu sein und so zur Kirche zu gehen einmal in der Woche, das ist das höchste Ziel des Schwarzen.“ Das Christentum ist natürlich bei der Mehrheit der Neger entsprechend ihrem Kulturzustande eine sehr äußerliche Sache — von ihren grob sinnlichen Vorstellungen, die sie mit den biblischen Worten von den „weißen Kleidern der Erwählten des Lamms“ und ähnlichen Redebildern verbinden, machen die Beobachter ihres Seelenlebens allerlei ergötzliche Mitteilungen. So legen die Neger großen Wert darauf, in weißer Kleidung und weißen Sandalschuhen begraben zu werden, damit sie am Tage der Auferstehung in prägender Gewandung zum Hochzeitsmahl des Lammes“ kommen. Neben dem Christentum wandert der Aberglaube des afrikanischen Naturmenschen noch kräftig fort. Der Neger fürchtet sich sehr vor Gespenstern und glaubt an Zaubererei. Die Geister der Verstorbenen beunruhigen ihn und er sucht sich vor ihnen nach Möglichkeit durch allerlei Vorichtsmaßregeln zu schützen. Der oben erwähnten Mrs. Pullen Barry fielen auf einem Landgute mehrere Gräber auf, über die sich ein sorgfältig zementierter Ziegelbau erhob. Sie vermutete Erbgräbnisse darunter, erfuhr aber, daß es sich um die letzte Ruhestätte von Negerfrauen handelte, deren Witwer zum zweitemal geheiratet haben. Um sich vor den eiferfüchtigen Nachstellungen der Verstorbenen zu schützen, suchen sie durch den Steinbau den Geist zu verhindern, das Grab nächtlicherweile zu verlassen.

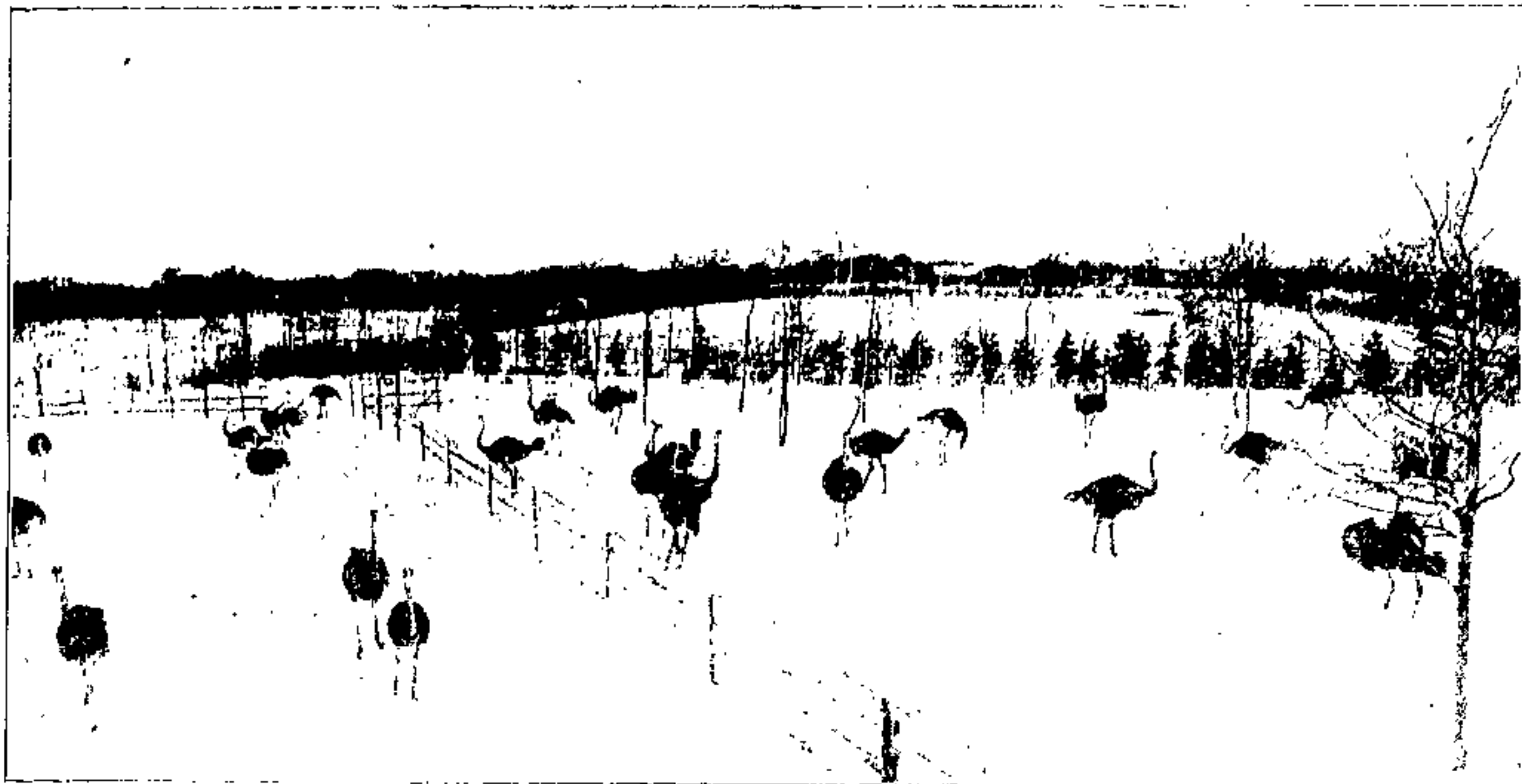
Starke Macht hat noch über die Gemüter namentlich der unkultivierten schwarzen Landbevölkerung der Obi-Glaube. Der „Obi-Mann“ genannte Zauberer soll die Macht besitzen, durch geheimnisvolle Sprüche und Zeremonien einen entfernter Leidenden zu schädigen oder zu töten — ein Aberglaube, der übrigens nichts Spezifisch Negershaftes ist, sondern sich bei den verschiedensten Völkern und Rassen auf einer gewissen Auf-

turstufe fast überall auf dem Erdenrund findet. Die Zauberer tragen denn auch die wohlbekanntesten Hüte, die wir bei den Medizinmännern der Indianer, den Schamanen der nordasiatischen Naturvölker, den Fetischmännern der Südafrikaner finden. Sie sind Kenner von



Zentralgebäude des Zoologischen Gartens.

Pflanzengiften und bereiten Heil- und Liebestränke; die Neger suchen in Krankheitsfällen gern ihre Hilfe. Die Furcht vor ihrer Macht ist womöglich noch größer, als das Vertrauen in ihre Heilkünste. Der obigläubige Neger soll sich verloren geben, sobald er auf seiner Schwelle oder am Dachsparren seines Hauses das Zeichen



Straße im Schnee.

findet, das ihm sagt, der Obi-Mann habe seine Zauberkünste gegen ihn losgelassen. Es deutet gewöhnlich aus einer Maske, in die Puter oder Sabunendern gesteckt sind, und die außerdem Papageienfedern, Blutstropfen, Zergnägeln und Eierchalen enthält. Wo der Aberglaube



Steinbockfelsen.

noch in seiner ganzen Stärke besteht, da ist häufig der Schrecken so groß, daß er den Tod des Betroffenen verursacht. Er findet keinen Schlaf mehr, verliert jeglichen Appetit und scheidet schnell dahin. Doch mag dabei auch das Gift des Obi-Mannes, das er seinen Opfern heimlich

beizubringen verstehen soll, eine Rolle spielen. Auch zum Aufspüren von Dieben wird der Obi-Mann von den Schwarzen gebraucht. Das Gesetz belegt die Praktiken der Zauberer mit schweren Strafen — in früheren Zeiten, als ihr Einfluß auf die Schwarzen noch unbegrenzt war als heute, wo die allmähliche Hebung des Kulturbewußtseins, namentlich der Einfluß der Schulbildung ihnen entgegenarbeitet, wurden ertappte Obi-Männer gehängt.

Das Fortbestehen des Obi-Aberglaubens gibt übrigens dem Weißen kein Recht, sich besser zu dünken als der Neger. Unterm Joch der Sklaverei war dem Schwarzen jede Wildnis verdrängt und was damals und heute Wüste war an religiösen Vorstellungen ihm gebracht, das ist sicher nicht geeignet, dem Aberglauben entgegenzuarbeiten. Zudem hatten solche Anschauungen erfahrungsgemäß sehr fest — wir brauchen ja bloß Unidhan zu halten, wieviel davon im aufgeklärten Europa unter den Zirkeln äußerlicher Bildung oder christlichen Weltkenntnis noch fortlebt, um uns einzugeschehen, daß wir keinen Grund haben, uns allzusehr über den armen Jamaikaner erhaben zu fühlen, der vor dem Zeichen des Obi-Mannes vor Entsetzen zusammenbricht. Wenn wir den Unterschied der Kulturstufen berücksichtigen, so ist die Furcht des Europäers vor der bösen Zahl 13 nicht minder lächerlich, als der Obi-Aberglaube.

Mund 70 Jahre sind nun seit der Sklavenbefreiung auf Jamaika verstrichen. Eine sehr kleine Spanne Zeit, gemessen an den Zeiträumen, die die zivilisierten Nationen zur Entwicklung ihres jetzigen Kulturzustandes gebraucht haben. Es wäre unbillig, von den Schwarzen Jamaikas zu verlangen, daß sie in diesen 70 Jahren die Stufe der weißen Zivilisation völlig erreicht haben müßten. Aber ein erheblicher Fortschritt gegen den Zustand in der Sklaverei ist erzielt. „Die Zivilisation und Moralität des Jamaikaners“, sagt Elvier, „sind nicht hoch, aber er

sieht auf einer merklich höheren Stufe als sein Großvater, der Montague-Sklave, und sein Urogroßvater, der afrikanische Wilde.“ Und ein amerikanische Beobachterin, Mrs. Ella Wheel-Willco, die Jamaika mehrmals besucht hat, nennt das, was die farbige Masse hier in der Zeit seit der Sklavenbefreiung vollbracht hat, bewundernswürdig. Dabei folgten dem Jahre 1838 noch ungefähr 30 Jahre, in denen es den Negern der Insel nicht viel besser ging als heute noch ihren Brüdern in den damaligen Sklavenstaaten der Union. Im Jahre 1865 kam es infolgedessen zu einem Aufstande der Schwarzen, bei dessen Niederwerfung die weißen Pflanzer und die Regierung in Mitleidenshaftigkeit. Erst nach dieser Zeit ist der Stimmwechsel eingetreten, der in markante Ergebnisse gehabt hat. Ein Beweis von der Entwicklungsfähigkeit des Negers, der alle sie leugnende Theorien über den Kanjer wirt. Und zugleich ein sprechender Beleg, daß gerechte und menschliche Behandlung, daß die Anerkennung des gleichberechtigten Menschen in kulturell tiefer Stehenden das beste Mittel ist, seine kulturelle Hebung zu fördern. Freilich die Demut des Sklaven geht dabei verloren und so ist es nicht verwunderlich, daß die Ausbeuter und Unterdrücker überall die bittersten Feinde jener Methode sind, die auf Jamaika so große Erfolge aufzuweisen kann. —

Neue Gedanken über Conspychologie.

Von Paul Schmidt.

Werfen wir einen kurzen Blick auf das Musikleben der Gegenwart, so finden wir einen krassen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis. Der Musikschüler von heute sieht die Theorielehre als etwas unangenehm Langweiliges, Stumpfheitmachendes, seinem inneren Gefühl Widerstrebendes an und ist, wie die Erfahrung lehrt, nur durch Zwang zum regelmäßigen Besuch dieser Stunde anzubringen.

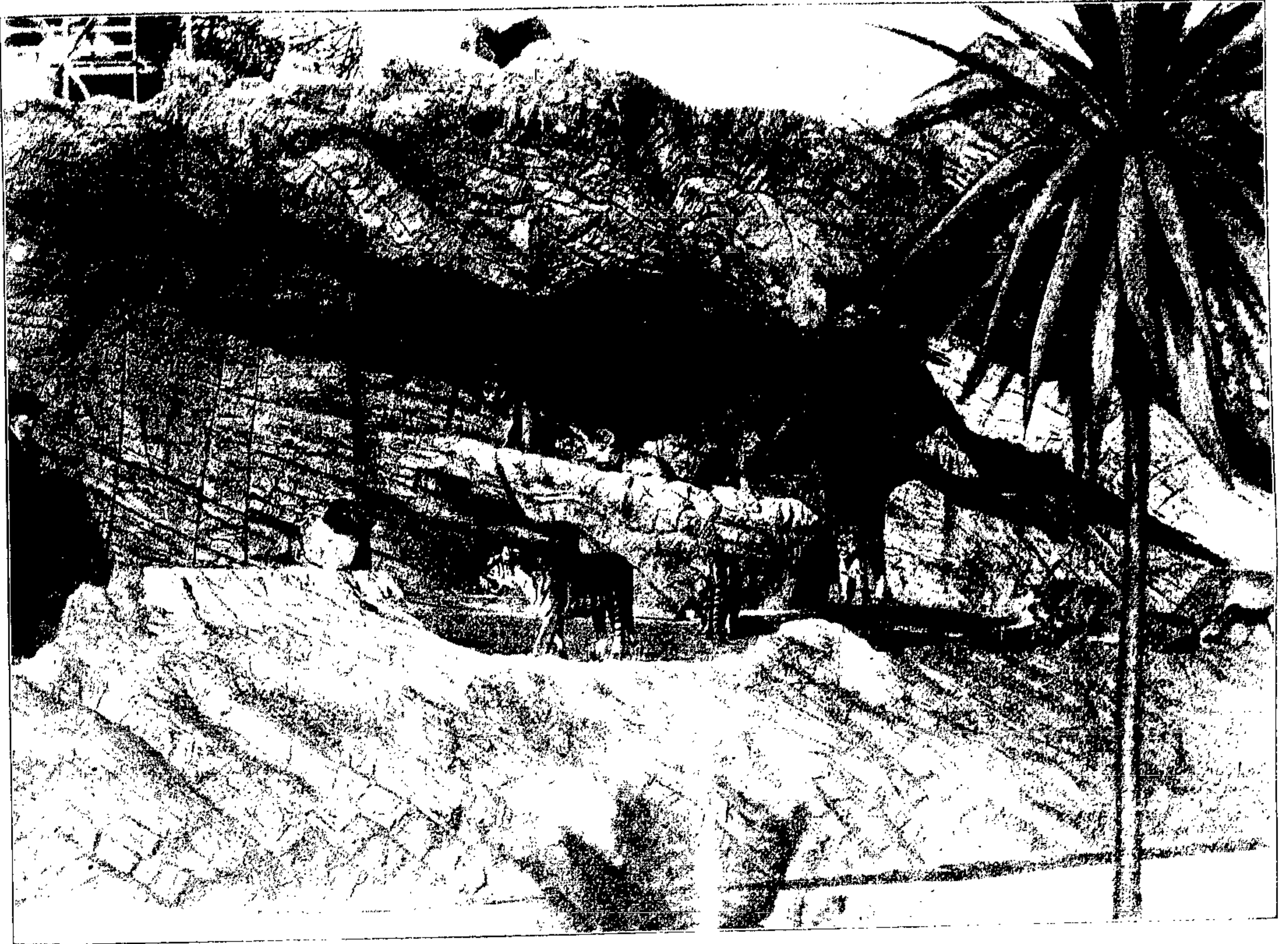
Für den Psychologen ist der innere Grund dieses geradezu chronischen Abwärtens ganz klar.

„Schauer“ wertvolle Aufschlüsse über die ganze Denkweise jener Völker übermittelt.

Von den Indiern gelangte die Kenntnis der Musiktheorie zu den Griechen, später zu den Römern. Sogar die ganze mittelalterliche Musikwissenschaft läßt sich noch auf den Einfluß jener uralten indischen Lehren zurückführen.

Es ist nun klar, daß durch die Verpflanzung in andere Lebenssphären die einem System zugrunde liegenden Werte allmählich in den Hintergrund treten und schließlich gar nicht mehr erkannt werden. Die ganze Lehre läuft dann auf eine Reihe willkürlicher Vorurteile und abstrakter Lehrgänge hinaus und hat absolut keine inspirierende Kraft mehr.

bindende Fäden zum allgemeinen Entwicklungsgeleit. So ist auch das Tonsystem nicht das Produkt irgendeines Zufalls, sondern aus dem innersten Wesen der menschlichen Natur hervorgegangen. Untersuchen wir nun die einzelnen Bedingungen für das Eintreten künstlicher Wirkungen, so wird man andererseits, mutmaßlich sein, Rückschlüsse auf die elementaren Töne und Lebensfunktionen des Menschen zu ziehen, und an der Hand dieser Beobachtungen Gesetze aufstellen können, welche eine bewußte Zieherung des gesamten Geisteslebens zu Folge haben werden. Es ist natürlich nicht möglich, hier auch nur die Grundzüge einer derartigen auf neuer Basis beruhenden Musik



Raubtierchluch.

Die Theorielehrer gehen von einer Reihe eigentlicher, abstrakter Lehrgänge aus, ohne über den eigentlichen pädagogischen Wert derselben den nötigen kritischen Maßstab zu besitzen. Der Schüler, welcher trotz seiner bisherigen Schulung vielleicht doch noch einige Reste reinen Denkens mitbringt, wehrt sich naturgemäß instinktiv, eine Reihe von Regeln auswendig zu lernen, von deren Wert für die praktische Musikausübung er nicht geradezu durchdrungen ist.

Diese Kluft zwischen Theorie und Praxis hat sich jedoch erst im Laufe der Zeit herausgebildet. In dem alten kulturreich Indien spielte die Musikwissenschaft eine gänzlich andere Rolle. Die einzelnen Reaktionen basierten auf feinsten psychologischen Beobachtungen und waren mit dem religiösen Kultus organisch verbunden. Es existieren noch heute uralte theoretische Werke, deren Studium dem

Und doch, stellen wir uns auf den Standpunkt einer größeren einheitlichen Weltanschauung, so müssen wir bei einigem Nachdenken sagen, daß der Conspychologie gewaltige Aufgaben vorbehalten sind. Aufgaben, deren Lösung nicht nur der ausübenden Kunst sowie dem Instrumentenbau neue Wege weist, sondern wichtige Aufschlüsse über das Gedankenleben des Menschen im allgemeinen zutage fördern wird.

Die Unfruchtbarkeit der modernen Musikwissenschaft löst sich in letzter Instanz auf eine Reihe von Denkfehlern zurückführen. Die meisten Musikgelehrten betrachten die Tonkunst als etwas für sich selbst Bestehendes, als ein von den anderen geistigen Disziplinen losgelöstes Element. Von unserem Standpunkt aus angesehen, müssen wir jedoch sagen: Nichts in der Welt steht isoliert da, überall existieren ver-

theorie ganz klarzumachen; ich will mich daran beschränken, einige allgemein verständliche, jedem zugängliche Beobachtungen über das Wesen der musikalischen Wirkungen zu bringen.

Betrachten wir den Menschen von heute in seinen Lebensäußerungen im Vergleich zu der sich weitenden Welt von früher, so sind wir leicht zu Schlüssen geneigt. Die meisten glauben, daß einige tausend Jahren ausreißend seien, um den Menschen gänzlich unzugänglich. Der aufmerksame Beobachter muß sich jedoch sagen: der Mensch von heute hat trotz aller kulturellen Einflüsse die gleichen Lebensfunktionen, die gleichen Instinkte wie der durch die Wälder schreitende „Wilde“. Es hat sich im wesentlichen nur die Mäxierung dieser Urtriebe geändert. Der Wille zum Mangel, zum Schmerz, bereiten sich selbst und anderen ist auch heute noch der psychische Urwert, welcher als in-

spirierender Faktor hinter jeder Geistesbetätigung unsichtbar steht. Nur tritt dieser Trieb naturgemäß in unendlich verfeinerter, oft sehr schwer erkennbarer Gestalt auf. In der Tonkunst können wir ganz deutlich die maßgebende Bedeutung dieses Urinstinktes bis in die einzelnen Entwicklungsphasen hinein verfolgen. Wir können die Beobachtung machen, daß eine künstlerische Darbietung nur dann wirklich „pakt“, sobald diese Urtriebe irgendwie zur Betätigung angeregt werden.

Schon der allgemein übliche Sprachgebrauch ist hier bezeichnend.

Wenn ein durch persönliche Motive nicht beeinflusster Hörer von einer musikalischen Darbietung besonders gepackt wird, so hört man wohl die Aeußerung: „Jeder Ton lebt.“

In einem derartigen, scheinbar belanglosen Ausspruch des Nichtfachmannes sind weit mehr Anhaltspunkte für die Lösung tonpsychologischer Welträtsel gegeben, als viele im ersten Augenblick glauben werden.

Wenn wir instinktiv „Leben“ in der Tonenergie empfinden wollen, so heißt das so viel als: wir müssen den Menschen selbst in seinen unendlichen Lebensäußerungen und Lebensbeziehungen in jedem Teil einer musikalischen Reproduktion „genießen“, um Werte für eine Steigerung der Lebensfunktionen zu gewinnen.

Nun besteht das Leben auch heute noch, den hinter jeder Gedankenenergie stehenden Urtrieben gemäß, im wesentlichen aus Kampf, — nur daß die äußere Gestalt dieses Kampfes eine andere geworden ist wie zu früheren Zeiten.

Die Tonkunst ist nun in denkbar größtem Maßstabe geeignet, die ersehnte Spannung des Kampfes zu erregen.

Wir haben zunächst bei jeder musikalischen Darbietung den Kampf des ausübenden Künstlers gegen die widerstrebende Materie. Schon innerhalb des eigenen Körpers findet ein Kampf mit der Muskulatur statt, der, wie viele wissen werden, eine stark entwickelte Willenskraft seitens des Ausführenden voraussetzt, um mit einem völligen Siege des Geistigen zu enden. Sodann sehen wir einen Kampf mit dem widerstrebenden Stoff, wenn es sich darum handelt, die Muskelbewegung in tönende Energie umzusetzen. Jedes Instrument, selbst das vollkommenste, bietet der Muskelaktion einen gewissen Widerstand, so daß nur der willensstarke Spieler seine Ideen ungehemmt in Tonkraft umwerten kann.

Aber gerade diese retardierenden Momente sind für den Kunstgenuß von maßgebender Bedeutung; der Hörer will absolut die Spannung des Kampfes empfinden und ist nicht befriedigt, sobald letztere fehlt. Alle Versuche, den Spieler durch automatische Betätigung zu erleben, müssen daher notgedrungen scheitern. — Es fehlt eben das Moment des Kampfes.

Der Trieb des Menschen zum Schmerz bereiten (sich selbst und anderen) läßt sich jedoch noch weiter in der Ausgestaltung der allgemeinen Kompositionstechnik verfolgen. Die gesamten harmonischen und polymelodischen Ausdrucksmittel sind in letzter Instanz auf die hier in Frage stehenden menschlichen Urinstinkte zurückzuführen.

Selbst innerhalb des einzelnen Klanges ist noch ein erbitterter Kampf der Energien gegeneinander Vorbedingung für die lebendige künstlerische Wirkung. Wir können die Beobachtung machen, daß, sobald man zu einem Klang einen zweiten, genau im Einklang mit dem ersten befindlichen gleichstarken Ton hinzufügt, keine Verstärkung empfunden wird, daß jedoch der betreffende Klang sofort an Reizstärke gewinnt, sobald die beiden Tonkörper in der Tonhöhe differieren und somit ein Kampf der Stimmung eintritt.

Beobachten wir verschiedene Individuen hinsichtlich ihres Verhaltens künstlerischen Dar-

bietungen gegenüber, so finden wir einen gewaltigen Unterschied. Die einen empfinden Musik als unangenehmes Geräusch, ja teilweise direkt als körperlichen Schmerz. Andere fühlen bei bestimmten Tönen der Skala, bestimmten Intervallen, bestimmten Klangfarben ein unerträgliches Schmerzgefühl. Bekannt ist die unüberwindliche Abneigung des jungen Mozart gegen den grellen Ton der Trompete. Jedoch sind derartige Erscheinungen zu den Ausnahmen zu zählen. Aber selbst bei sonst normalveranlagten Individuen ist ein Unterschied hinsichtlich der Empfänglichkeit für die einzelnen Tonqualitäten festzustellen. Sehr bezeichnend ist hier die anerkannte Vorliebe vieler — namentlich des weiblichen Geschlechts — für die Zigeunerkapellen. Es ist bekannt, daß die schmutzigen, häßlichsten Individuen sich durch eine gewisse Art des Spiels Frauen zu willenlosen Sklavinnen gemacht haben. Wo ist der Grund für eine derartige suggestive Beeinflussung zu suchen? Die Komposition als solche ist hier ein ganz nebensächlicher Faktor, da dieselben Individuen, die durch eine musikalisch meist ganz minderwertige kompositorische Darbietung in so hohem Maße gepackt werden, bei Anhören einer wirklich künstlerischen Musik vollkommen indifferent bleiben.

Versuchen wir nun, diesen, mit den innersten, Lebensfunktionen unzertrennbar verbundenen Erscheinungen näher zu treten: Die moderne Physiologie weist nach, daß mit jeder Gehörsempfindung eine entsprechende Bewegung der Kehlkopfmuskulatur und der Schlundnerven verbunden ist.* Der Kehlkopf macht die Bewegung, die er beim Singen des betreffenden Tones ausführen würde. Ja, noch weiter — die Schlundnerven stellen sich nicht nur momentan in die zur Erzeugung der betreffenden Tonhöhe günstige Lage, sondern passen sich auch der in Betracht kommenden Tonqualität an. Die eigentümliche Anpassungsfähigkeit des menschlichen Kehlkopfes zeigt sich bei der bewußten und unbewußten Imitation von Orchesterinstrumenten deutlich.**

Die Wirkung dieser durch Gehörsempfindung angeregten Muskelaktion läßt sich nun noch viel weiter feststellen.

Jedem Gesangsphysiologen ist bekannt, daß mit einer gewissen Betätigung der Kehlkopfmuskel eine entsprechende Aktion der Zwerchfell- und Bauchmuskeln Hand in Hand geht. Selbst der nicht physiologisch gebildete Gesangskundige weiß, daß die Beherrschung der sogenannten Tiefatmung eine der wesentlichsten Vorbedingungen für die Entwicklung eines gesunden Tones ist.

Die den Atem dirigierenden Muskelgruppen hängen nun eng zusammen mit dem sogenannten Plexus. Unter letzterem verstehen die neueren Psychologen den großen Nervenmittelpunkt im Rückgrat hinter der Herzgrube. Die moderne Theorie behauptet, daß dieses Nervenzentrum nicht nur unwillkürliche körperliche Funktionen ordnet, sondern einen direkten Einfluß auf die Gemütsstimmung ausübt.***

Wir sehen also einen intimen Zusammenhang zwischen Kehlkopf-, Atem- und Verdauungsfunktionen. Dieser Konnex zwischen Kehlkopfaktionen und Gemütsstimmung zeigt sich sogar im alltäglichen Sprachgebrauch. Nicht ohne tieferen Grund ist derselbe Sprachstamm in den Worten „Stimme“ und „Stimmung“.

* Ich bemerke, daß es einerlei ist, ob der betreffende Klang nur in der Vorstellung oder wirklich existiert. Viele Personen geben bei lebhaften Tonvorstellungen eigentümliche gutturale Geräusche von sich.

** Viele sind nach einiger Übung imstande, sämtliche Orchesterinstrumente durch bestimmte Stellung der Lippen und der Kehlkopfmuskulatur zu imitieren.

*** Von den sogenannten „Reudenkern“ wird der Plexus geradezu als Unterleibsgehirn angesehen.

Wir sehen aus diesen kurzen Beobachtungen: Bei den musikalischen Wirkungen spielt nicht nur die Affektion der Gehörsnerven, sondern die damit verbundenen wichtigsten menschlichen Organe eine maßgebende Rolle. Der ausübende Künstler hat, wenn man so sagen darf, durch Anwendung bestimmter Klangreize Einfluß auf die elementarsten menschlichen Lebensfunktionen des Hörers, ohne daß sich natürlich letztere dieser Beeinflussung bewußt wird.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß es im Laufe der Zeit gelingt, die körperliche Beeinflussung seitens bestimmter Töneenergien in gesetzmäßige Bahn zu lenken und daß wir an dem Stand dieser Geleite der gesamten Tonkunst eine neue, der Allgemeinheit mitbringende Wirkungssphäre zu erschließen imstande sein werden.

Sehen wir uns die im Sprachgebrauch üblichen Bezeichnungen für Tonqualität an, so bemerken wir, daß gar keine eigentlichen, den Gehörssinn eigene Worte existieren. Wir sprechen von einem hohen, einem tiefen, einem hellen und dunklen, ja sogar von einem „gesättigten“ Klang. Genau so unbestimmt sind die allgemeinen Ansichten über die Wirkung der Töneenergien. Man unterscheidet drei Haupt-eigenschaften des Klanges: Tonhöhe, Tonstärke und Tonfarbe. Die Tonhöhe ist, wie allbekannt, von der Schwingungszahl der tönenden Körpers abhängig. Die Höhe eines Klanges ist durch mathematische Zahlenwerte genau zu bestimmen, während Klangfarbe und -stärke sich der wissenschaftlichen Präzisierung entziehen, da diese Eigenschaften in erster Linie Gegenstand des Gefühls sind. Wird nun der einzelne Ton nur hinsichtlich seiner absoluten Tonhöhe als Schmerz- oder Lustaffekt empfunden? Hier ist ein großer individueller Unterschied festzustellen. Manche Personen empfinden gewisse Töne der Skala direkt als körperlichen Schmerz. Ich habe Individuen kennen gelernt, die von einer gewissen Tonhöhe ab jeden Klang ohne Unterschied der sonstigen Tonqualität als unerträglich Pein empfanden, während sie tieferen Tönen gegenüber sich vollkommen indifferent zeigten. Sehen wir von derlei abnormalen Erscheinungen ab, so können wir eine Reihe von Klängen feststellen, die hinsichtlich der Tonhöhe von einer größeren Allgemeinheit bevorzugt werden. Die Zone dieser gewissermaßen „neutralen“ Klänge erstreckt sich von der Baritonlage der menschlichen Stimme bis zum „hohen c“ der Tenöre. Die Mehrzahl ist daher naturgemäß bei Cellosklängen sowie bei lyrischen Tenören zu starken Eindrücken prädestiniert. Ich muß hier noch bemerken, daß die Stimmlage des einzelnen absolut nicht maßgebend für die Empfindung bestimmter Tonhöhen ist. Viele Celeratursopranen haben eine Vorliebe für die Bariton- und Altlage, andererseits werden jerröse Vögel durch hohe, ihrer Stimme gar nicht mehr zugängliche Tonqualitäten in erster Linie beeinflusst.

Betrachten wir Klänge von verschiedener Tonhöhe hinsichtlich ihrer Bedeutung für das Tonsystem, so müssen wir sagen: Der einzelne Klang an sich ist nicht fähig, irgendeine Empfindung zu erregen. Wenn gewisse Individuen einzelne Töne als intensiven Schmerz empfinden, so ist eine derartige, auf abnormalen Bau des Ohres zurückzuführende Erscheinung keineswegs für die eigentliche Klangempfindung maßgebend. Der einzelne Ton erhält erst eine Bedeutung, sobald er in Beziehung zu anderen gesetzt wird. Der Klang hat in der Tonsprache die Rolle, wie das einzelne Wort in der Umgangssprache; — er besitzt diese Bedeutung jedoch nicht als absolute Größe, sondern erhält sie erst, sobald man ihn in Beziehung zu anderen Tönen bringt.

(Schluß folgt.)

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Eines Abends läutete es draußen. Um diese Zeit kamen keine Besuche und keine Besorgeranten. Das konnte nur er sein, dachte Frau Vollinger. Barte Mäde überhauchte ihr Gesicht. Masch sprang sie von der Staffelei auf, wo sie trümmend gesessen hatte, und eilte zur Türe.

Endlich, endlich! Ihr Herz schlug bestig.

Draußen wurde eine Stimme hörbar. Schmerzhafte Enttäuschung durchfuhr die junge Frau. Das war nicht er... Sie erblaßte... So hatte sie diesen Klang schon gehört?... Eine bange Murmel kam plötzlich über sie.

Da öffnete sich die Türe. Frau Vollinger stürzte erschrocken zurück.

„Was wollen Sie hier?“ schrie sie auf, vor Angst und Widerwillen am ganzen Körper zitternd. — Der dort in der Türe stand und sie höhnisch anlächelte, das war ihr Mann.

„Sonderbare Frage,“ jagte er und schielte ab mit kaltblütiger Augeniertheit auf den Tisessel, der ihm am nächsten stand. In sein aufwichtiges, gedankenes Gesicht hatten alle Trübsal ihre Spuren eingegraben. Aus den grünlichen, stehenden Augen funkeltete die weheinnliche Schamlosigkeit des verkommenen Sünders. Die Haare waren mit der eitlen Koketterie des verkommenen Künstlers sorgfältig in Unordnung gebracht. Auch die schön elegante Kleidung verriet den Wesen, der große Mühe darauf verwandte, um natürlich salopp zu erscheinen. Die Samtpoppe saß nachlässig auf dem Leibe, die Masche des Künstlereschlupfes war mit scheinbar sorgloser Genialität geknüpft. Dabei war das Hemd schmutzig, und die schöne Mägdele der Bekleider konnte nicht verdecken, daß das Schuhwerk sehr defekt war.

„Hier bleiben will ich, bei Dir, mein Schatz,“ fuhr er mit der vertraulichen Unverschämtheit des Menschen fort, der sich durch nichts beirren läßt, wenn er eine günstige Gelegenheit, Geld zu erpressen, wittert. „Sag mich genug geschunden, und Du hast alles im Ueberflus.“ — er blickte forschend herum — „und dann treibt mich auch die Sehnsucht zu Dir, mein Herz.“

Er erhob sich und ging auf sie in tänzelnder Bewegung zu. Sie wich erschrocken zurück, das Gesicht war mit tiefer Blässe überzogen. „Mühren Sie mich nicht an!“ schrie sie voll Ekel, als sie sah, daß er den Arm nach ihr ausstreckte.

Er grinste, sich an ihrer Angst weidend. „Wir haben also einen anderen,“ jagte er höhnisch, „gut! Aber wenn ich Dir dahinterkomme, dann sollst Du mich kennen lernen!“

Frau Vollinger konnte kein Wort hervorbringen. Von dem plötzlichen Schreck bekümpft stammelte sie einige Laute, die ihrer Entrüstung Ausdruck geben sollten. Er ließ sich nicht beirren und blickte mit dem immer gleichbleibenden kalten Lächeln auf sie.

Endlich schien sie ihre Festigkeit wieder gewonnen zu haben. „Sofort verlassen Sie mein Haus!“ jagte sie in energischem Ton. „Sie haben hier nichts zu suchen!“

„Ah, so darf man mir nicht kommen, Teuerste. Reizen darfst Du mich nicht. Du könntest's bereuen. In Ruhe und Fremdlichkeit kann man von mir alles haben.“

Ihr Gesicht erhellte sich plötzlich bei diesen Worten. Masch lief sie zum Schreibtisch und suchte einige Banknoten heraus.

„Da!“ rief sie hastig, „jetzt gehen Sie aber sofort, gehen Sie!“

Er nahm das Geld und steckte es mit nachlässiger Gleichgültigkeit in die Westentasche.

„Siehst Du,“ jagte er lächelnd, „Aufregung ist ganz überflüssig. — Also auf Wiedersehen!“ — jagte er noch hinzu, als er zur Türe ging, und lachte höhnisch.

Mit einem schmerzlichen Aufschrei sank Frau Vollinger aufs Sofa. Heftiges Schluchzen entrang sich ihrer Brust, die wortlose, verzweiflungsvolle Klage eines zu Tode getroffenen, zuckenden Herzens. . . . Stunden vergingen, sie lag noch immer wie bewußtlos da, und ihre Zensur verflangen wie die matten, gebrochenen Laute eines Sterbenden.

Ein Gefühl war in ihr, als wenn alles um sie versunken wäre, als wenn ein entsetzlicher Augenblick die Welt verschlungen hätte. Wahnende Leere starrte ringsum. . . . Gleichgültig und apathisch sah sie alles untergehen. Eine rätselhafte Kraft lähmte ihre Glieder. Sie konnte sich nicht erheben. . . .

Als sie zur gewohnten Nachtzeit nicht im Speisezimmer war, kam die Mutter ärgerlich herein, in der Meinung, sie hätte sich wieder bei der „dummen Malerei“ verspätet. Ob ihr etwas fehle, fragte die alte Frau halb besorgt und halb unwillig. Sie sollte doch zum Essen kommen.

Mühselig erhob sich Frau Vollinger und sah sich verwundert um. Wog das Leben wirklich seinen Gang weiter? . . . Wozu? Es war ja alles so gleichgültig.

Die Lippen bewegten sich zu einem gezwungenen, matten Lächeln. Sie trocknete die Tränen, die noch in den Augen standen. Es sei nichts, jagte sie mit tonloser Stimme, bloß ein bißchen Kopfschmerz. Deshalb hätte sie sich niedergelegt. Nun gehe es schon besser.

Das Abendessen verlief in gedrückter Stimmung. Die alte Frau ärgerte sich über die „Naren“ der Tochter, die nur wenig aß und die Speisen mechanisch zum Munde führte, ohne recht zu wissen, was sie tat.

Mit einem leise geäufeltem „Gute Nacht!“ ging Frau Vollinger aus dem Zimmer. Sie schlief unruhig, von qualvollen, wirren Träumen verfolgt. Den ganzen nächsten Tag sah sie unthätig vor der Staffelei und starrte ins Leere. Abends erfuhr sie, daß strahl ausgezogen sei und keinem hätte mitteilen wollen, wohin er überließ.

Das war die erste Nachricht, die ihr Nachricht abrang. Nun würde sie nicht mehr in Versuchung kommen, dachte sie, das Glück doch ertröken zu wollen. Sie durfte sich nicht an solche Hoffnungen wagen, wie sie ihr kurze Zeit gelächelt hatten. Sie war wohl frei und doch nicht frei, eberne Ketten hielten sie an jedem Schritt, den sie machen wollte. Vergeblich war das Bemühen, sie zu zerreißen. . . .

19.

Messi und Winder lebten zusammen. Sie begnügten sich damit, in ihren eigenen Herzen die Bewilligung zu dem Munde zu haben, die ihnen die anderen Menschen verweigerten. Schon mehrere Monate wohnen sie wie Mann und Frau unter einem Dach.

Aber Frau Wendel war es nicht recht. „Wißt ein dummes Ding,“ hatte sie sofort ihrer Tochter gesagt, als die ihr von dem letzten Entschluß Mitteilung machte, „hättst net brauchen zu ihm ziehen. Die Mannsbilder bleiben net tren, wenn s' eine auf sicher haben. Und was machst, wenn er Dich wegjagt? Dätst ihn ordentlich zappeln lassen, dann kömst zu was kommen. Aussetzen muß man's, wenn einer so verrückt is auf ein Frauenzimmer wie er. — Aber leichtsinnig bist, leichtsinnig und dumm!“

Messi hatte diese Vorwürfe mit der Bemerkung abgeknippt, die Eltern sollten ja nicht glauben, sie könnten stark ebenso schröpfen wie den Michel. Er dürfe nicht meinen, daß sie deshalb zu ihm gezogen sei. Sie würde schon für die Eltern sorgen, aber das ewige „Pumpen“ sollten sie nur bleiben lassen.

Die Mutter brummte und nannte sie ein überspanntes Ding, das eines Tages seine Dummheit bereuen würde. Einer anderen wäre es lieber, je mehr man aus dem Mann herausziehe. Messi achtete nicht auf solche Worte. Mit ihrer wunschlos reinen Liebe im Herzen hatte sie jetzt ein feines Gefühl für das niedrige Gebaren der Eltern, das wie ein rauher Aroitreif ihr junges Glück empfindlich treffen konnte.

In stiller Zelfastigkeit vergingen die Tage. Jede Stunde war ihr eine kostbare Erneuerung ihres Glüdes, ein neues Erlebnis voll innig trauriger Freude.

Es war wieder Frühling. Schwelkende Strophen standen auf den Bäumen, zuckersüßere Stimmung war in der warmen, weidwürzigen Luft. Messi küßte sich Mutter, und dieses neue, große Glück erfüllte sie mit zitterndem Stöhnen und überströmender Dankbarkeit gegen das gütige Schicksal, das ihr all seine reichen Gaben so liebreich in den Schoß streute.

Je mehr sie das neue Wissen unter ihrem Herzen wachien und sich regen küßte, desto mehr war es ihr, als küßte sie auch ihre Liebe wachien, die doch von allem Anfang so groß und mächtig gewesen war, daß sie geglaubt hatte, es könne kein härteres Band geben, das zwei Menschen aneinander knüpfe. Es war wie ein Wunder, das sich in ihr abspielte, das eine und das andere, und küßte küßte ging sie herum, das Herz erfüllt von heimlicher, nozer Zelfastigkeit.

Eines Tages sah sie verkommen im Zimmer und dachte an die Zukunft und die große Vereinerung ihres Glüdes. Ein Lächeln umspielte ihre halbgeöffneten Lippen. Da übergab ihr das Mädchen einen Brief, den der Postbote gebracht hatte. Gleichgültig öffnete sie ihn. Wahrscheinlich eine Rechnung oder etwas der gleichen. Doch als sie zu lesen begonnen hatte, erblaßte sie. Ihre Hände zitterten und ließen das Blatt in den Schoß sinken. In schweren Atemzügen hob sich die Brust, und große Tränen rollten die schlafgewordenen Wangen hinab.

So traf sie Winder, als er nach Hause kam. Erschrocken eilte er auf sie zu, streichelte ihr das Haar aus der Stirne und fragte sie mit zärtlicher Stimme, was ihr denn fehle.

Zunehmend reichte sie ihm den Brief, den er noch gar nicht bemerkt hatte. Er las ihn, und seine Augen verfinsterten sich, je weiter er kam.

Messi starrte auf ihn mit prüfend sagendem Blick. „Kun?“ fragte sie leise, als er den Brief zu Ende geleien und voll Born in Stücke zerriß hatte.

Die Arme auf dem Rücken verschränkt stand er im Zimmer auf und ab. Dann kam er auf sie zu und strich ihr mit der Hand über die Wangen.

„Nach Dir nichts drans, Liebes Kind,“ jagte er mit besorgter Stimme, aus der die mühsam verballene Erregung hervorlang, „das Geschickte ist, ihm einfach keine Antwort zu geben. Nicht wahr?“

Er legte leicht den Arm um ihre Schultern. Sie schmiegte sich eng an ihn und sah ihm mit zärtlich bekümmertem Blick in die Augen.

„Wie Du glaubst, mein Liebling, jetzt hab ich auch keine Angst mehr, wenn Du da bist.“

Sie erfaßte seine Hand und drückte sie fest. „Am Anfang hab ich glaubt, 's is was Schreckliches.“

„Aber geb!“ rief er lächelnd. „Gar nichts ist's!“

„Jetzt weiß ich's ja. Wenn ich Dich bei mir hab, fürcht ich mich vor mir. Hast mich lieb?“

„Zehr! — So, jetzt reden wir nicht mehr davon. Der Brief ist zerrissen und die Geschichte erledigt. Er soll machen, was er will.“

(Schluß folgt.)

Der Zoologische Garten der Zukunft. Vor einem Jahre etwa wurde in der Feldmark des holländischen Dorfes Stellingen, das im Nordwesten dem Stadtgebiet Hamburgs vorgelagert ist, ein ganz eigenartiger zoologischer Garten eröffnet: Hagenbeds Tierpark. Die Entwicklung, die dies seltsame und bisher einzigartige Institut genommen hat, und die Bedeutung, die es in Zukunft für die Anlage von zoologischen Gärten und die es für die zoologisch-biologische Wissenschaft haben wird, rechtfertigen, daß man einmal das Interesse des weiten Kreises der Leser dieses Blattes darauf hinlenkt. Hagenbeds Tierpark ist ein privates Unternehmen des über die ganze Welt bekannten Hamburger Tierhändlers Carl Hagenbed. Aus einem Fischgeschäft, das Carl Hagenbeds Vater in der Hafengegend der Hamburger Vorstadt St. Pauli um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrieb, ist das gegenwärtige Nissemunternehmen hervorgegangen. Stürmischer brachten am 8. März 1848 dem alten Hagenbed sechs lebende Nordseerobben mit, die ihnen zufällig ins Netz gegangen waren. Was damit anfangen? Zoologische Gärten gab es damals erst zwei. Und der reisenden Menagerieen gab es auch nur wenige. Kurz entschlossen stellte Hagenbed die Robben in Berlin aus. Und trotz der bewegten Zeit, in der es geschah, fanden sie starken Zulauf. In der Folge kam dann große Nachfrage von Menageriebesitzern und Schaulustlern nach Robben. Mäander der älteren Leser wird sich wohl noch erinnern, wie er in seinen Minderjahren auf Messe oder Markt vor einer Schaubude stehend gestanden hat, in der nach des Marktbesizers pomphafter Ankündigung eine „Seejungfrau, halb Mensch halb Fisch“, gezeigt werden sollte. Es waren Nordseerobben oder Seelände, die vom alten Claus Hagenbed bezogen waren. In „Seejungfrauen“ gesellte sich nach einigen Jahren ein Eisbär, der als der „Miesen-Eisbär aus Grönland“ ebenfalls auf Messen und Märkten ausgestellt wurde. Und nun ging es weiter auf dem Wege, der mit dem Anlauf und der Ausbreitung der sechs Robben beschränkt war. Die wachsende Wertschätzung der Naturwissenschaften in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ließ an vielen Orten Botanische und Zoologische Gärten entstehen. Und die letzteren versorgte neben Meise in Alfeld a. d. Leine vor allem Hagenbed, der dem Tierhandel bald einen großen Zirkus, dann Völkerschaulustlager und vor allem die Tierdressur hinzufügte. Im Jahre 1866 war Carl Hagenbed der Leiter des Unternehmens geworden. Der jetzt 63jährige Carl Hagenbed, dessen originellen Ideen die große Stellingener Anlage ihre Entstehung verdankt, hat auch die Tierdressur völlig reformiert. Während man früher Eisbären und die großen Mäuler des Makengebiets, die Tiger, Löwen, Panther und Leoparden, mit Peitsche, Gießzack und Revolver, kurz mit brutaler Gewalt „zähm“ machte, versuchte Hagenbed die Wesen durch Güte und sorgliche Pflege seinem Willen gefällig zu machen. Und gleich der erste Versuch, den er 1877 mit 21 Löwen unternahm, gelang überraschend. Heute herrscht die „Methode Hagenbed“ in der Tierdressur über die ganze Welt. Und alle hervorragenden Dressure, wie Philadelphia, Mich. Sowode, Julius Seeb, Schilling, sind aus Hagenbeds Schule hervorgegangen und bereisen z. T. noch mit Hagenbeds Dressurgruppen in Hagenbeds Auftrag alle fünf Erdteile.

Doch was bedeuten der große Tierhandel, Zirkus, Dressur von Mäulern und selbst die ethnographischen Ausstellungen gegen die ungenügende Schöpfung des Tierparks? Wie Hagenbed die Tierdressur in neue Bahnen gelenkt hat, so hat er auch die Haltung wilder Tiere auf neue Prinzipien gegründet. Er hat dadurch nicht nur große geschäftliche Erfolge erzielt und bahnbrechend für Anlage anderer zoologischer Gärten gewirkt, sondern auch der Wissenschaft außerordentliche Dienste geleistet. Der Tierfreund in Hagenbed, der die neue Dressurmethode finden ließ, veranlaßte ihn auch, nach Mitteln zu suchen, wie die Qualen in engen Käfigen gehaltener wilder Tiere gemildert oder ganz beseitigt werden könnten. Und er hat die Mittel gefunden: er schafft ihnen nach Möglichkeit die Lebensbedingungen, die sie in der heimatischen Freiheit haben. Nicht enge Käfige, sondern große Anläufe, Schluchten und ragende Felsen, große Teiche und grüne Wiesen. Dazu das Futter der Heimat und ein sorgliches und liebevolles Eingehen auf alle Lebensgewohnheiten der Tiere in der Freiheit. So wurde in der Stellingener Anlage nicht ein gewöhnlicher zoologischer Garten mit Käfigen voll Gefier aller Art, in den man geht, um Bier zu trinken und Musik zu hören, nebenher auch wohl einen Blick auf die eingekerkerten, in Lumpen verwickelten hinter ihren Eisenträulen hin und her, her und hin wandernden Tiere zu werfen, sondern

ein wahres Tierparadies, in dem man die Eisbären des Polarmeeres, die Tiger Bengalens, die Löwen des Sudans, die Strauße des afrikanischen Südens, Antilopen, Dromedare, Gazellen, die Steinböcke der Cordilleren, die Wildziege des Himalayas, Kamele, die aus Arab. Freilichtgebiets Gedicht „Der Löwenriss“ bekannten Giraffen Afrikas, Land- und Wasservögel aller Art, die verschiedensten Robbenarten, Seelöwen und Walrosse usw. usw. in scheinbar fast vollständiger Freiheit sich tumeln sieht. Wenn man den Stellingener Tierpark, über dessen eigenartige Anlage noch gesprochen werden muß, durchwandert, hat man überall den Eindruck und das Empfinden: die Tiere befinden sich wohl. Sie traben munter umher, klettern und springen, spielen ergötlich miteinander, baden, schwimmen, tauchen, kurz sie sind gesund und stecken nicht an Gemüt und Körper langsam dahin, wie man das sonst beobachtet muß. Um dies Resultat zu erreichen, genügt man freilich nicht, daß man ihnen das rechte Futter gab und große und angenehme Aufenthaltsräume, sondern ein Moment mußte hinzutreten, das wichtigste und bedeutungsvollste: die Akklimatization.

In Menagerien und zoologischen Gärten, auch schon auf dem Transport aus der Heimat, gehen unendlich viel eingetragene wilde Tiere ein, weil sie dem Klimawechsel nicht gewachsen sind. Die großen Verluste, die auch Hagenbed dieser Umstände brachte, ließen ihn schon früh eifrig Akklimatizationsversuche machen, die im Laufe der Jahre von beispiellosen Erfolgen gekrönt waren. Eins unserer Bilder bietet ein interessantes Beispiel: afrikanische Strauße in deutschem Winter. Schon in holländischer Landschaft, und so munter die Straußeherde im Schnee umhertrabte, so lustig tummeln sich die Eisbären aus dem höchsten Norden unter der heißen Janisonne. Neben ihnen klettern die Rentiere Lapplands über Felsensteine und klettern über isländisches Moos mit einem Behagen, als hätten sie es erst mühsam unter einer Schneedecke hervorscharren müssen. Und die Sudanalöwen und Bengallöwe sind gar im Winter in ihrer Mäulerei schluch beweglicher als an heißen Sommertagen. Die Akklimatizationsversuche haben sich auch auf die vielen anderen Tiere und Tierarten erstreckt, die durch Hagenbeds Hände gehen. Und überall derselbe Erfolg. Menschenähnliche Affen, die unendliche Reihe von Zweifüßler- und Wiederläuferarten, Ferkel, Mäkenarten, Vogelarten usw., denen der Klimawechsel sonst so zusetzt, sind an unser deutsches und sogar an das ja ganz besonders wechselvolle Hamburger Klima gewöhnt, so daß sie nicht nur nicht erkranken und frisch weiterleben, sondern auch durchwegs alle im Tierpark sich fortzupflanzen. Die Zucht aller Tierarten kann im Stellingener Park daher in großem Maßstabe betrieben werden. Und gerade das bildet einen ganz besonderen Reiz des Parks. Zurzeit sind im Park 12 hier geborene junge Löwen, die von ihren Müttern gefüttert werden. Eine Löwin warf in den ersten Janitagen fünf Junge. Jeden Tag führt in der Mittagsstunde ein Wärter zwei junge braune Bären im Park spazieren, die etwa 20 Zentimeter Schulterhöhe haben. Eine Elefantstute warf Anfang Juni zwei kräftige Stälber. Dabei befinden sich Elefantstuten zum ersten Male in einem Tiergarten, und kein anderer deutscher zoologischer Garten ist im Besitz von Elefantstuten, einzigen Tieren, die sich wild nur noch erhalten haben im jenseitigen Urwaldgebiet des russischen Reservats Pjlowisch. Die Strauße zucht wird in großem Stil betrieben. Gegenwärtig ist eine Herde von 60 Straußen im Park. Die Eier, auf deren jedes etwa 21-36 Küchereier gehen, werden -- da die heiße Afrikasonne, die sonst das Brutgeschäft besorgt, fehlt -- der Brutmaschine übergeben und darin ausgebrütet. Die so herangezogenen jungen Strauße werden hauptsächlich nach Südamerika an Straußenfarmen zur Aufzucht ihres Bestandes verkauft, damit Anzucht nicht die Qualität und Quantität der Tiere vernichte. Was Anzucht vermag, sieht man an den kleinen zwerghaften Seltland-Pommes, die man durch Anzucht erzielt. Im Stellingener Tierpark sieht man besonders darauf, durch rationelle Kreuzungen neue brauchbare Tierarten und kräftige Tierindividuen zu erzielen. Alle zoologisch-biologischen Erfahrungen macht man sich dabei zunutze, und andererseits erfährt die Biologie dabei wertvolle Bereicherung. Den biologischen Forschungen und Beobachtungen dient ein wissenschaftlicher Assistent, der Zoologe Dr. A. Sotolowsh, ein berühmter Schüler des jenseitigen Biologen Ernst Haeckel. Ein besonders interessantes Experiment war die Kreuzung zwischen Löwen und Tigern. Zwei Löwen-Tiger-Hastarde waren das Resultat zweier Versuche. Alle vier Tiere zeigten die äußere Gestalt eines Löwenweibchens und hatten die gestreifte Zeichnung des Tigers. Der Vater war in

beiden Fällen ein Löwe, die Mutter eine Tiger. Die Bastarde erwiesen sich leider jedoch als unpflanzungsfähig. Kürzlich starb einer von ihnen. Eine Untersuchung der Fortpflanzungsverfäher die zurzeit hervorragenden Gelehrten besorgt wird, bringt vielleicht Aufklärung über diesen Mangel. Von großer Bedeutung scheinen Kreuzungsversuche zu werden, die man zwischen fremdem und heimischem Wild und zwecks Zeugung neuer, brauchbarer Haustierarten mit Erfolg angestellt hat. So ist im Zebroid, einer Kreuzung zwischen Zebra und Pomb, ein anscheinend sehr brauchbares neues Zuchtier entstanden. Andere vielversprechende Kreuzungen von Einhufern werden zurzeit ausprobiert. Bei allen gilt es natürlich zuerst Linie das Problem der Fortpflanzung lösen, wenn die Kreuzung auch wirtschaftlichen Wert haben soll.

Aus allem erkennt man, daß der Stellingener Tierpark etwas anderes ist als eine große Zuchtanlage oder ein gewöhnlicher zoologischer Garten. Die glückliche Verbindung beider Faktoren in der rationellen auf reiche Erfahrungen und wissenschaftliche Beobachtungen basierten Gestaltung durch den Mann, der verständnis- und liebevoll den Weg der Natur nachzugehen vermochte, haben ein einzigartiges Institut geschaffen, das der Wissenschaft eine Quelle wertvollen Studiums ist und dem großen Publikum eine ungewöhnlich reiche Gelegenheit reizvoller Naturbeobachtung bietet. Im Entschlossenem begriffene ethnographische und andere naturwissenschaftliche Sammlungen werden diese Bedeutung noch vergrößern.

Im Oktober 1897 hat Hagenbed, der ein großen günstigen Platz suchte, wo er seine Idee verwirklichen konnte, das Terrain in Stellingen erworben. In zehnjähriger Arbeit ist nämlich der Tierpark entstanden. Aus grünen Weidestücken, zwischen holländischen Amds wurde eine ungenutzte Landschaft mit großen Seen und Teichen bewaldeten Hügeln und hohen Felsenmassen geschaffen, die an sich eine Sehenswürdigkeit ist. Ab Besiedelung mit Gefier aller Art ist, wie schon oben gesagt, und wie auch unsere Bilder erkennen lassen so geregelt, daß die Tiere sich scheinbar in vollkommener Freiheit tumeln können. Natürlich schließen geeignete Maßnahmen jede Gefahr für das besuchende Publikum aus. So sind z. B. die große Mäulerei schlucht und das von Eisbären mit bewohnte Eismeerpanorama, die zwei unserer Bilder zeigen, durch tiefe, sprunghafte Gräben und durch weitüberhängende Felsen vollständig isoliert. Doch die Gräben sind maskiert und können vom Publikum nicht gesehen werden. Das Terrain des Tierparks ist 22 Hektar groß. Es wurde mit 9 Hektar in vorigen Jahre in Benutzung genommen. Die gleiche Fläche kam in diesem Jahre hinzu und wird gegenwärtig zum Teil von einem großen Zinghalefender ausgefüllt, dem andere ethnographische Ausstellungen in jedem Jahre folgen. Auf dem Rest des Terrains wird zurzeit eine große Straußenfarm angelegt. Wie groß der Tierbestand, der infolge des mit dem Unternehmen verbundenen, weltumfassenden Verkehrs ja zum Teil beständig wechselt, des Parks, sieht man an einigen Zahlen. Gegenwärtig befinden sich im Park 15 Löwen, 13 Tiger, 3 Löwen-Tiger-Hastarde, 28 andere große Mäulerei, 6 Elefanten, 8 Mäulerei, 6 Elefantstuten, 3 Walrosse -- die einzigen in der Gefangenschaft --, 12 Brillenpapageien, die schon mehrfach in ihren Felsenhöhlen wickeln gebrütet haben, drei Giraffenmännchen, 20 Mäulerei, zwei Nashornempfänger, 3 Nilpferd, 6 Elefanten, darunter 1 Weibchen, eine Anzahl Antilopen, Büffel, exotische Hausrinder, Kamele, Dromedare, Zebras, Wildpferde, 200 verschiedenen Affen, darunter Orang-Utans und Schimpansen, 800 andere Säugtiere, 130 Flamingos, Hundert von Schwimmvögeln und anderem Federwild. Schließlich seien noch die beiden großen Dressurhallen erwähnt, von denen die im Hauptgebäude das unser Bild zeigt, nur Lehr- und Übungsweck dient, während die andere dem besuchenden Publikum täglich mehrmals Vorstellungen bietet. Welche Anziehungskraft der Stellingener Tierpark auf die Bewohnererschaft von Hamburg und Umgegend und auf die Fremden, die Hamburg besuchen, ausläßt, kann man ermessen, wenn man weiß, daß in der beiden Pflanztagen dieses Jahres der Park von nahezu 78000 Personen besucht wurde, das ist der sechste Teil der Hamburger Einwohnererschaft. H.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!